
Andreas Eckert

**Ethnizität und Nation
in der Geschichtsschreibung zu Afrika seit 1960**

I

Die meisten Untersuchungen zur Historiographiegeschichte sind einem methodischen Nationalismus verhaftet. Verflechtungen und Austauschprozesse geraten nur gelegentlich in den Blick. Wird, was selten genug vorkommt, die afrikanische Geschichtsschreibung in die Betrachtung mit einbezogen, dominieren entweder allzu scharfe Kontrastierungen des „Eigenen“ und des „Anderen“ oder Vorstellungen, wonach die Ansätze und Methoden der europäischen Historiographie widerstandslos zum Sieg eilten. Wie so oft, ist die Sache jedoch komplizierter. Denn wie wohl bei keinem anderen Kontinent ist es bezüglich Afrika problematisch, eine eindeutige, nach Herkunft, Hautfarbe und Wirkungsort festzumachende Grenze zwischen „fremder“ und „eigener“ Geschichtsschreibung zu ziehen. An Forschungen und Diskussionen in den einzelnen Bereichen der afrikanischen Geschichte sind neben afrikanischen insbesondere westeuropäische und nordamerikanische Historiker beteiligt. Die nachkoloniale Geschichtsschreibung in Afrika pflegte enge und kontinuierliche Beziehungen zur europäischen Historiographie, die eine gemeinsame Sprache, einschlägige Themen und auch einen methodologischen Standard bereitstellte, ohne daß jedoch von einer einseitigen Adaption gesprochen werden könnte. Pointiert formuliert: Das Schreiben der afrikanischen Geschichte war und ist ein wahrhaft „multikulturelles“, „multinationales“ oder auch „transnationales“ Unterfangen, transzendiert gleichsam nationale Grenzen.

Gleichwohl findet spätestens seit den 1970er Jahren das Gros der wissenschaftlichen Produktion zur Geschichte Afrikas außerhalb Afrikas statt. Dieser Befund spiegelt die tiefgreifende institutionelle und materielle Krise der akademischen Geschichtsschreibung südlich der Sahara, die wiederum eng verknüpft ist mit den politischen und ökonomischen Krisen, unter denen viele Staaten den Kontinents seit Jahrzehnten leiden. Während die Geschichtsschreibung zu Afrika im Verlauf der vergangenen vier Jahrzehnte international vor allem in den USA, in England und in Frankreich (allerdings nicht in Deutschland) zu einer anerkannten historischen Teildisziplin wurde, kann man *in* vielen Staaten Afrikas (nicht in allen!) kaum noch von

einer professionellen Historiographie sprechen. Andererseits gehören afrikanische Historiker in der (vor allem nordamerikanischen) Diaspora zu den produktivsten Vertretern des Faches. In diesem Beitrag soll es jedoch weder darum gehen, die institutionelle Geschichte der afrikabezogenen Historiographie zu präsentieren, noch einen Überblick über die wichtigsten Themen und Tendenzen seit den 1960er Jahren zu geben.¹ Vielmehr möchte ich anhand eines konkreten, wenngleich recht umfangreichen, Themenfeldes einen Blick auf die Geschichtsschreibung zu Afrika seit circa 1960 werfen – dem „Jahr Afrikas“, als allein 17 Staaten die Unabhängigkeit erlangten – und dabei versuchen, die Verknüpfungen, aber auch Unterschiede zwischen der Historiographie innerhalb und außerhalb des Kontinents zu illustrieren.

Das Thema des Beitrags – hier relativ vage mit „Ethnizität und Nation“ umschrieben – kann nicht nur im Bereich der afrikanischen Geschichte großes Interesse beanspruchen. Denn inzwischen scheint vielerorts die weitere Zukunft des demokratisch verfaßten Nationalstaats als ein Agent des Fortschritts hochgradig problematisch.² Das gewaltige Aufflackern ethnischer Konflikte hat in den vergangenen Jahren entscheidend zur Unterminierung nationalstaatlicher Gefüge beigetragen. Die Ethnisierung von kollektiven Identitäten und sozialen Konflikte stellt dabei keineswegs nur ein Problem für vermeintlich „unterentwickelte“ Staaten im fernen Afrika, sondern ebenso etwa für größere Teile Europas dar. Der britische Historiker Anthony Hopkins hat kürzlich in diesem Zusammenhang nachdrücklich konstatiert: „[...] the unpredicted appearance of a virulent strain of assertive

1 Zu diesen Aspekten habe ich bereits eine Reihe von Publikationen vorgelegt, die auch die Grundlage für den vorliegenden Beitrag bilden und umfangreiche Literaturhinweise enthalten. Vgl. A. Eckert, Grundprobleme und Forschungsfelder in der neueren afrikanischen Geschichte, in: NPL 42,1 (1997), S. 48-68; ders., Widerstand, Protest und Nationalismus, in: J.-G. Deutsch/A. Wirz (Hrsg.), Geschichte in Afrika. Einführung in Probleme und Debatten, Berlin 1997, S. 129-148; ders., Historiker, 'nation building' und die Rehabilitierung der afrikanischen Vergangenheit. Aspekte der Geschichtsschreibung in Afrika nach 1945, in: J. Rüsen et al. (Hrsg.), Geschichtsdiskurs V. Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen nach 1945, Frankfurt a. M. 1999, S. 162-187; ders., Dekolonisierung der Geschichte? Die Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft in Afrika nach 1945, in: M. Middell u.a. (Hrsg.), Historische Institute im internationalen Vergleich, Leipzig 2001, S. 451-476; ders., Nationalgeschichtsschreibung und koloniales Erbe. Afrikanische Historiographien in vergleichender Perspektive, in: C. Conrad/S. Conrad (Hrsg.), Geschichtswissenschaften im Vergleich, Göttingen, i.Dr.

2 Die Literatur zum Ende des (National-)Staats ist inzwischen kaum mehr zu überblicken. Vgl. aus der Fülle der Arbeiten C. Young (Hrsg.), The Rising Tide of Cultural Pluralism: The Nation State at Bay?, Madison/Wisc. 1993; S. Strange, The Retreat of the State: The Diffusion of Power in the World Economy, Cambridge 1996; M. Albrow, Abschied vom Nationalstaat, Frankfurt a. M. 1998; M. Zürn, Regieren jenseits des Nationalstaats. Globalisierung und Denationalisierung als Chance, Frankfurt a. M. 1998.

ethnicity has engulfed not just very different and very distant peoples but also societies whose proximity to our own is sufficiently close to suggest, not just that the barbarians are inside the walls, but that we are the barbarians.“³ Während die meisten Europa-Spezialisten mit dem Thema „Ethnizität“ vor einigen Jahren wissenschaftliches Neuland betraten, hat dieses Problemfeld bei Afrika-Wissenschaftlern schon lange gelehrtes Interesse erweckt, galt Afrika doch gemeinhin als Kontinent der „Stämme“ und des „Tribalismus“. Typisch für die Hierarchie innerhalb der sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächer ist nun wieder, daß die Geschichte des Stammesdenkens erst aufgrund von Entwicklungen in den USA und in Europa zu einem allgemein anerkannten Untersuchungsgegenstand von Historikern wurde. Eine wichtige Rolle spielten hier zum einen der Schiffbruch, den die Schmelztiegelideologie in den USA erlitt; zum anderen das, was als „Retribalisierung“ Europas bezeichnet werden kann, die Tatsache, daß der europäische Einigungsprozeß sowie der Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums nationalen Identitätsfragen in den Metropolitanstaaten zu neuer Aktualität verholfen hat.⁴

II

Die Debatten um Ethnizität und Nationalstaat sind in der afrikabezogenen Geschichtsschreibung eng verknüpft, wobei anfänglich Ethnologen und Politologen die Diskussionen bestimmten.⁵ Die Geschichtsschreibung zu Afrika beschrieb bis in die 1960er Jahre hinein in der Regel Europäer als jene Kräfte, die den Gang der afrikanischen Geschichte bestimmten, und das Gros der allgemeinen Historiker stimmte zumindest stillschweigend dem Oxford-Don Hugh Trevor-Roper zu, der noch 1963 in der Geschichte Afrikas lediglich das „Kreisen barbarischer Stämme in pittoresken, aber irrelevanten Weltgegenden“ zu erkennen vermochte.⁶ Im übrigen gab es zu

3 Vgl. A. G. Hopkins, Back to the Future. From National History to Imperial History, in: *Past & Present* 164 (1999), S. 198-243, hier: 201f. Zur „Ethnisierung“ Europas auch II.-A. Winkler/H. Kaelble (Hrsg.), *Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität*, Stuttgart 1993.

4 Vgl. A. Wirz, Körper, Kopf und Bauch. Zum Problem des kolonialen Staates im subsaharischen Afrika, in: W. Reinhard (Hrsg.), *Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse*, München 1999, S. 253-271, hier: S. 263.

5 Die besten Einführungen in die Thematik sind weiterhin: C. Lentz, „Tribalismus“ und Ethnizität in Afrika – ein Forschungsüberblick, in: *Leviathan* 23 (1995), S. 115-145; C. Young, Nationalism, Ethnicity and Class in Africa: A Retrospective, in: *Cahiers d'Etudes Africaines* (CEA) 26 (1986), S. 421-495.

6 Vgl. H. Trevor-Roper, The Rise of Christian Europe, in: *The Listener*, 28.11.1963, S. 71.

diesem Zeitpunkt nur eine kleine, wenngleich im rapiden Wachstum begriffene Gruppe von Afrika-Historikern in Afrika, den USA und Europa.

Wie sind nun in der Afrika-Historiographie seit ungefähr 1960 Nationalstaat und Ethnizität thematisiert worden? Während der Kolonialzeit galt der Stamm mit einem Häuptling an der Spitze als die normale politische Einheit in Afrika, gleichsam als Inbegriff afrikanischer Sozialordnungen. Diedrich Westermanns 1952 erschienenes Buch „Geschichte Afrikas. Staatenbildungen südlich der Sahara“ brachte diese koloniale Sichtweise gleichsam noch einmal auf den Punkt.⁷ Und weil der Stamm im evolutionistischen Denken der vierziger und fünfziger Jahre eine Vorform staatlicher Organisation bezeichnet, wurde der Terminus geradezu zu einem Synonym für die behauptete Rückständigkeit Afrikas. In der Dekolonisationsperiode der 1950er Jahre begann die historisch-ethnologische Literatur jedoch zunehmend ein dualistisches Bild zu zeichnen, das eng mit gesellschaftlichen Umbrüchen auf dem Kontinent, speziell der Verstädterung, verknüpft war. Vornehmlich die britische Sozialanthropologie wandte sich nun verstärkt den Themen sozialer Wandel, Arbeitsmigration und Urbanisierung zu. Die Forscher des Rhodes-Livingstone-Instituts im damaligen Nordrhodesien (heute Sambia) etwa kamen zur Einsicht, daß ethnische Grenzen in der Migrationssituation flexibel sind, ja sogar neue „Stämme“ entstehen konnten. Stadt und ländliche „tribal homes“ wurden als unterschiedliche soziale Felder dargestellt, in denen die Migranten jeweils verschiedene, der Situation angemessene Verhaltensweisen und Organisationsformen entwickelten.⁸ Max Gluckman, der langjährige Leiter des Rhodes-Livingstone-Instituts, hat es in seinem berühmten Diktum so ausgedrückt: „An African townsman is a townsman, an African miner is a miner: he is only secondarily a tribesman... the moment an African crossed his tribal boundary, he was ‚de-tribalised‘, outside the tribe, though not outside the influence of the tribe. Correspondingly, when a man returns from the towns into the political area of his tribe he is tribalised – de-urbanised –, though not outside the influence of the town.“⁹

7 Westermann lehrte von 1921 bis 1950 an der Berliner Universität und gehörte auch international zu den wichtigsten und angesehensten Afrikanisten seiner Zeit. Zu seiner „Geschichte Afrikas“ vgl. J.-G. Deutsch, *Approaches to the Presentation of African History in German Textbooks after the Second World War: Old and New*, in: S. McGrath et al. (Hrsg.), *Rethinking African History*, Edinburgh 1997, S. 71-88, hier: S. 72-77.

8 Vgl. dazu Lentz, „Tribalismus“ und Ethnizität (Anm. 5), S. 23ff.; R. Werbner, *South-Central Africa: The Manchester School and After*, in: R. Fardon (Hrsg.), *Localizing Strategies. Regional Traditions of Ethnographic Writing*, Edinburgh 1990, S. 152-181.

9 M. Gluckman, *Tribalism in Modern British Central Africa*, in: *CEA* 1 (1960), S. 55-70, hier: S. 57f.

Während zum Ende der Kolonialzeit urbane Ethnizität also zunehmend mit konstruktivistischen Ansätzen analysiert wurde, schien weiterhin außer Zweifel zu stehen, daß die ländliche Bevölkerung tief in historisch weit zurückliegenden Stämmen verankert sei. Dieser Dualismus schlug sich nicht zuletzt in der Terminologie nieder: Städtische „ethnic groups“, die sich durch flexible Grenzziehungen auszeichneten, wurden von traditionellen „tribes“ auf dem Lande unterschieden. Diese Dichotomisierung fügte sich ein in die in den späten 1950er und 1960er Jahren in der Afrika-Forschung dominanten modernisierungstheoretischen Ansätze, wie sie vor allem Politikologen wie James Coleman und Thomas Hodgkin nachhaltig verfolgten.¹⁰ Sie setzten als Entwicklungsleitbild die westliche liberal-kapitalistische Wirtschaftsordnung und damit auch den Nationalstaat. Die Distanz zu diesem Vorbild bestimmte dann den Grad der Entwicklung. Ein besonders wichtiger Aspekt im Analyseinstrumentarium der Modernisierungstheoretiker war die Dichotomisierung von Tradition und Moderne, wobei Tradition im wesentlichen für eine wie auch immer definierte „Stammesorganisation“ stand, „Moderne“ für den Nationalstaat westlicher Prägung. „From Tribe to Nation“, das sollte der Entwicklungsweg sein, den die Wissenschaftler begleiteten.¹¹ Dieses „Tribe-to-nation“-Konzept sah die „Stämme“ als der Nation vorgeordnete Einheiten an, die es entweder zu beseitigen oder als Bausteine des Nationalstaats zu integrieren galt. Der unitarische Nationalstaat war jedoch nicht nur das Lieblingskind der Modernisierungstheoretiker, sondern auch der Sozialisten. Frantz Fanon, der radikale Theoretiker einer antikolonialen Revolution, sprach gar davon, es sei notwendig, all Regionalismen und Tribalismen zu „liquidieren“, sonst müsse die Einheit des Volkes eine Chimäre bleiben.¹²

Auf welche Weise wurde das Problem der politischen Identitäten in der jungen Geschichtsschreibung zu Afrika reflektiert? Die erste Generation der professionellen afrikanischen Historiker betrachtete die Analyse der Vergangenheit nicht als wissenschaftlichen Selbstzweck, sondern als Dienst am „nation-building“, am Aufbau der Nation. Im Hinblick auf den Nationalstaat kam der Geschichte eine entscheidende Funktion zu: Die nationale Unabhängigkeit in Afrika war ja nicht das Resultat oder die Folge des Bewußtseins nationaler Identität und Einheit, sondern ging diesem vor-

10 Vgl. J. Coleman, *Nigeria. Background to Nationalism*, Berkeley 1958; T. Hodgkin, *Nationalism in Colonial Africa*, London 1956.

11 Vgl. R. Cohen/J. Middleton (Hrsg.), *From Tribe to Nation*, Scranton/Penn. 1970.

12 Vgl. F. Fanon, *Die Verdammten der Erde*, Reinbek 1966 (frz. Orig. 1961). Dazu auch A. Wirz, *Geschichte und antikolonialer Nationalismus. Zur Debatte um die Konstruktion politischer Identität in Afrika*, in: W. Reinhard (Hrsg.), *Die Fundamentalistische Revolution. Partikularistische Bewegungen der Gegenwart und ihr Umgang mit der Geschichte*, Freiburg i.Br. 1995, S. 165-187.

aus. In Ermangelung etwa einer gemeinsamen Sprache oder Religion beriefen sich die Politiker der jungen Nationen nun auf die Geschichte und die Historiker, die eine nationale Identität zu definieren sowie ein nationales Bewußtsein zu schaffen hatten. Und die afrikanischen Historiker setzten bei ihren Arbeiten genau auf das Ideal des unitaren Nationalstaates, welches die einflußreichen modernisierungstheoretisch orientierten Politologen vorgegeben hatten.

Wie sollte die Geschichte nun zur Nationsbildung beitragen? Eine zentrale Aufgabe bestand zunächst einmal darin, die neuen Führer der unabhängigen Staaten mit großen, glorreichen Vorfahren in Verbindung zu bringen, um ihnen in den Augen der Bevölkerung Legitimität zu verschaffen. Zweitens erfolgte eine historische Rückkopplung der neuen politischen Einheiten mit den großen mittelalterlichen Reichen wie Ghana, Mali und Songhay, die zuweilen mit ideologischen Wunschvorstellungen völlig überfrachtet wurden. Mit dem geographischen oder ethnischen Zusammenhang wurde es dabei ebenfalls nicht so genau genommen. Aber der Rückgriff auf die Geschichte konnte so die Dauerhaftigkeit der Nation unter Beweis stellen – und andeuten, daß die aktuellen Probleme nicht von Dauer sein würden. Die vergangene Größe sollte Garant für die künftige Größe sein, gleichzeitig auch Ansporn und Inspirationsquelle, um mit Nachdruck die große Aufgabe der nationalen (Re-)Konstruktion voranzutreiben. Hinzugefügt sei an dieser Stelle noch, daß diese Verquickung von Geschichte und der Produktion des Nationalstaates natürlich kein exklusiv afrikanisches Phänomen ist. Zudem haben an diesem historiographischen Projekt der Nationsbildung, an der Schaffung einer nützlichen Vergangenheit, sowohl afrikanische als auch „westliche“ (europäische und nordamerikanische) Historiker mitgewirkt. John Lonsdale hat einmal treffend bemerkt, die internationale Gemeinschaft der Afrika-Historiker habe in den 1960er Jahren wie ein „Committee of Concerned Scholars for a Free Africa“ agiert.¹³

Die nationalistische Geschichtsschreibung jener Jahre las dabei die Gegenwart in die Vergangenheit hinein. Lokale Vergangenheiten wurden re-mythologisiert, um einem fremden Modell, eben dem eines unitaren Nationalstaates zu entsprechen. Segmentäre Gesellschaften, „Ethnien“ und „Stämme“ fanden höchstens am Rande Erwähnung. Zum einen standen diese Kategorien im Gegensatz zum Nationalstaat und damit gemäß der herrschenden Hierarchien für das zu bekämpfende Image Afrikas als „zurückgeblieben“ und „unterentwickelt“. Zum anderen galt es als inopportun,

13 Vgl. J. Lonsdale, *States and Social Processes in Africa. A Historiographical Survey*, in: *African Studies Review* 24 (1981), S.139-225, hier: S.143.

in den um ihren Bestand ringenden jungen afrikanischen Nationalstaaten antistaatliche Tendenzen in der eigenen Geschichte herauszuarbeiten. „For the nation to live, the tribe must die“, lautete die Formel jener Tage. Ethnizität wurde, so bemerkte rückblickend der amerikanische Historiker Leroy Vail, wie ein „cultural ghost“ behandelt, als „atavistic residue deriving from the distant past of rural Africa [...] that should have evaporated with the passage of time but continues to refuse to obey laws of social and political change.“¹⁴ Im übrigen lehnten afrikanische Politiker das Stammesdenken zwar normativ ab und forderten rituell die Überwindung des Tribalismus. Das hinderte sie freilich nicht, ihrerseits, wenn nötig, an Stammesgefühle zu appellieren beziehungsweise ethnische Solidarität für die eigenen Ziele zu instrumentalisieren.¹⁵

Und auch Historiker schrieben ihre Arbeiten zwar unter dem Banner des „nation-building“, implizit schlichen sich jedoch deutlich ethnische Wertungen ein. Das sei kurz am Beispiel der sogenannten „Ibadan School“ in Nigeria, dem wohl bekanntesten Ort nationalistischer Geschichtsschreibung im Afrika der 1960er Jahre skizziert. Ihr führender Vertreter, Jacob F. Ade Ajayi, sah als Träger des letztlich erfolgreichen Nationalismus in Nigeria exklusiv die westlich gebildete und orientierte Yoruba-Elite, die bereits im Kontext der vorkolonialen Christianisierung im 19. Jahrhundert im südlichen Nigeria entstanden war.¹⁶ Kontinuitäten zum Widerstand der traditionellen Herrscher oder zum anderen großen religiösen Modernisierungsprozeß im Land, der Islamisierung im Gefolge des Jihad im Norden des Landes, wurden bestritten. Wenig überraschend, entwickelte sich an der 1962 neu gegründeten Ahmadu Bello University im nordnigerianischen Zaria eine alternative nationalistische historiographische Strömung.¹⁷

14 L. Vail, Introduction: Ethnicity in Southern African History, in: Ders. (Hrsg.), *The Creation of Tribalism in Southern Africa*, London 1989, 1-19, hier: 1-3. Vgl. ferner P. Ekeh, *Social Anthropology and two contrasting uses of tribalism in Africa*, in: *Comparative Studies in Society and History* 32 (1990), S. 660-700, bes. S. 688f.; B. J. Berman, *Ethnicity, Patronage and the African State: The Politics of Uncivil Nationalism*, in: *African Affairs* 97 (1998), S. 305-341, bes. S. 306ff.

15 Vgl. etwa A. Wirz, *Krieg in Afrika. Die nachkolonialen Konflikte in Nigeria, Sudan, Tschad und Kongo*, Wiesbaden 1982; zusammenfassend: W. Speitkamp, *Kolonialpolitik und Tribalismus in Afrika*, in: H. Berding (Hrsg.), *Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit* 3, Frankfurt/Main 1996, S. 303-325.

16 Vgl. J. F. A. Ajayi, *Nineteenth century origins of Nigerian nationalism*, in: *Journal of the Historical Society of Nigeria (JHSN)* 2 (1961), S. 196-210; ders., *Christian Missions in Nigeria, 1841-1891. The Making of a New Elite*, London 1965.

17 Vgl. dazu jetzt ausführlich W. Kaese, *Akademische Geschichtsschreibung in Nigeria. Historiographische Entwicklung und politisch-soziale Hintergründe, ca. 1955-ca. 1995*, Hamburg/Münster 2000.

III

Die Hoffnungen, tribaler und ethnischer Partikularismus könnten sich langfristig zugunsten kultureller Homogenisierung und nationaler Integration auflösen, schwanden rasch. Manifeste ethnische Konflikte wie der Biafra-Krieg in Nigeria¹⁸ leiteten eine neue Phase der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Ethnizität ein, die zunächst wieder von Ethnologen (und zunehmend von Politologen) getragen wurde. Die paradoxe Gleichzeitigkeit von gesellschaftlich-politischer Integration und der zunehmenden Betonung ethnischer Besonderheiten wurde in den 1970er Jahren zum Ausgangspunkt zahlreicher Arbeiten, die Ethnizität als moderne politische Ressource betrachteten. Die zentrale Frage lautete, warum ausgerechnet Ethnizität – und nicht etwa Klasse oder Religion – in der Konkurrenz um die knappen Güter der Moderne wie Bildung und Einkommen zur effizienten politischen Ressource geworden war.¹⁹ Ein gewichtiger Strang der Forschung versuchte diese Frage mit dem Hinweis auf das Spannungsverhältnis zwischen allmählicher Homogenisierung von materiellen Ansprüchen einerseits und räumlicher Differenzierung von Modernisierungsprozessen andererseits zu beantworten. Bei diesem Interpretationsansatz rückte die Bedeutung der gebildeten Eliten verstärkt in das Blickfeld. Diese seien vor allem deshalb nicht in der Lage, sich zu einer pan-ethnischen, nationalen herrschenden Klasse zusammenzuschließen, weil sie von ärmeren Mitgliedern der eigenen Gruppe gedrängt würden, die Vorteile aus ihrer privilegierten gesellschaftlichen Position zu teilen. Ethnische Gruppen erscheinen hier also als politische Interessengruppen.

Die Afrika-Geschichtsschreibung reagierte auf die Tatsache, daß fast alle jungen afrikanischen Staaten Anfang der 1970er Jahre weder ihre ökonomischen noch ihre politischen Probleme gelöst hatten, jedoch keineswegs mit einer verstärkten Hinwendung zu Fragen von Ethnizität. Statt den Wurzeln des Nationalismus nachzuspüren, begann man nun verstärkt, die Wurzeln der Unterentwicklung zu analysieren. Die Ermüchterung über die Früchte der Unabhängigkeit lenkte den Blick auf die externen Determinanten der ökonomischen und sozialen Probleme Afrikas und folglich vor al-

18 Biafra war der Name des Staates, mit dem die Ostregion Nigerias, mehrheitlich von Igbo besiedelt, die Sezession von Nigeria versucht hatte und in einem blutigen Krieg zwischen 1966/67 und 1970 daran scheiterte. Vgl. dazu u.a. W. E. Nafziger, *The Economics of Political Instability: The Nigerian-Biafran War*, Boulder 1983; A. Hameit-Sievers, *Nigeria: Der Sezessionskrieg um Biafra. Keine Sieger, keine Besiegten – Eine afrikanische Erfolgsgeschichte?*, in: R. Hofmeier/V. Matthies (Hrsg.), *Vergessene Kriege in Afrika*, Göttingen 1992, S. 277-318.

19 Vgl. etwa R. H. Bates, *Ethnic Competition and Modernization in Contemporary Africa*, in: *Comparative Political Studies* 6 (1974), S. 457-484; zusammenfassend Lentz, S. 125.

lem auf die in Lateinamerika entwickelte Dependenztheorie.²⁰ Die aus nationalistischer Sicht traumatische Erfahrung des Bürgerkriegs – dieser war nicht zuletzt Folge einer bereits in der Kolonialzeit angelegten Politisierung ethnischer Identitäten – führte die bereits kurz erwähnten Historiker im nigerianischen Ibadan ebenfalls zur Formulierung neuer Forschungsziele, etwa die stärkere Berücksichtigung von interethnischen Beziehungen und Kulturgeschichte. Vom nationalpädagogischen Anspruch wurden jedoch keine Abstriche gemacht. Die Geschichtsschreibung, forderte Jacob Ajayi 1975, müsse mithelfen, neben der nationalen Integration auch politische Imperative wie die Fähigkeit zu „self-reliance“ und „self-government“ umzusetzen. Auch wenn sie damit in Opposition zur internationalen Forschung gerieten, die nigerianischen Historiker ließen sich bei der Bestimmung ihrer Aufgaben selbstbewußt von ihrer eigenen politischen Einschätzung leiten: Die Notwendigkeit des „nation-building“ war nicht weniger geworden, sondern hatte sich verstärkt.²¹

In den achtziger Jahren dann, spät aber vehement, begannen die Afrika-Historiker, Ethnizität zu thematisieren. Fanal der seither ungebrochen intensiven Debatte war der durch den Sammelband von Eric Hobsbawm und Terence Ranger geprägte, ebenso eingängige wie problematische Begriff der „Erfindung von Tradition“, der bald auf die Ethnizität übertragen wurde.²² Heute ist es nahezu unmöglich geworden, über Ethnizität in Afrika zu sprechen, ohne auf ihren „erfundene“, „imaginierten“ oder „konstruierten“ Charakter zu verweisen. Untersuchungen vor allem über Ost- und Südzentralafrika zeigten auf, daß die „Stämme“, welche in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als historische Subjekte hervortraten und seither die afrikanische Politik mitprägten, weniger Überbleibsel des alten Afrika als das Resultat kolonialer Durchdringung oder der Modernisierung sind, bewußt gestaltet und zielgerichtet konstruiert.²³ Das zentrale Argument dieser Arbeiten lautete, daß Afrikaner in der vorkolonialen Zeit gleichzeitig verschiedenen sozialen Netzwerken angehörten: Familien, Lineages, Alters-

20 Vgl. W. Rodney, *Afrika. Geschichte einer Unterentwicklung*, Berlin 1975 (eng. Orig. 1972). Zu den afrikahistorischen Debatten über die Dependenztheorie vgl. R. A. Austen, 'Africanist' historiography and its critics: can there be an autonomous African History?, in: Toyin Falola (Hrsg.), *African Historiography*, London 1993, S. 203-217, hier: S. 209f.

21 Vgl. J. F. A. Ajayi, *Historical Education in Nigeria*, in: JHSN 8 (1975), S. 1-14. Dazu ein detail Kaese (Anm. 17), S. 332ff.

22 E. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983; Vail, *Creation* (Anm. 14).

23 Vgl. etwa J. Iliffe, *A Modern History of Tanganyika*, Cambridge 1979; B.J. Berman/J. Lonsdale, *Unhappy Valley. Conflict in Kenya and Africa*, Bd 2, London 1992; P. Hammers, *The Roots of Ethnicity: Discourse and the Politics of Language Construction in South-East Africa*, in: *African Affairs* 87 (1988), S. 25-42.

klassen, religiösen Geheimbünden, Dorfgemeinschaften und Häuptlingstümmern. Tribalismus und Ethnizität bezeichnen demnach in erster Linie eine moralische Ökonomie; sie umreißen eine moralische Ordnung, welche Gemeinschaften etabliert, indem sie Recht und Pflichten zuweist, Ehre definiert, Gutes vom Bösen trennt und Konsens beschwört. Allerdings wurde bald klar, daß ethnische Identitäten und Traditionen nicht einfach beliebig erfunden und manipuliert werden konnten, der historischen Kreativität mithin Grenzen gesetzt sind.²⁴ Diese knüpft an ältere Muster der Grenzziehung und Gemeinschaftsbildung an oder übernimmt solche von den Nachbarn. Politische Interessen allein, ohne Rückgriff auf Geschichte und kulturelle Traditionen, können keine Ethnien schaffen, sondern müssen ältere Gemeinschaftsmodelle aufgreifen.

Terence Ranger hat in diesem Zusammenhang selbstkritisch eingewendet, daß der Begriff der Erfindung zu sehr die Aspekte der punktuellen Erfindung, der europäischen Initiative, der Fiktionalität und der Rigidität der geschaffenen Traditionen betone. Er plädierte nun – angelehnt an das inzwischen auch in Deutschland bekannte Konzept von Benedict Anderson – für den Begriff der „imagination“, welcher der Komplexität der Produktion von Geschichte und Kultur besser gerecht werde.²⁵ Bei der „Erfindung von Stämmen“, so könnte man die neueste Forschung zusammenfassen, handelt es sich also nicht um einen punktuellen Akt, sondern um einen langfristigen Prozess der Schöpfung neuer und des Neu-Arrangierens älterer Elemente, an dem viele Akteure mit unterschiedlichen Intentionen und verschiedenen Interpretationen beteiligt sind. Die koloniale Konstruktion von Ethnizität knüpfte also an komplexe „Wir“-Gruppen-Prozesse an, die allerdings lokal so verschiedenartig waren, daß Verallgemeinerungen problematisch sind. Dabei gibt es im übrigen keine Hinweise auf ontologische Differenzen zwischen Europa und Afrika und folglich auch keinen Grund, afrikanische von europäischer Geschichte oder afrikanische Ethnizität vom europäischen Nationalismus zu unterscheiden. Beides ist verknüpft mit dem Wettbewerb um knappe Ressourcen, Ansehen, Reichtum und Macht. Und da wie dort gibt es nicht nur die eine Geschichte, sondern eine Vielfalt möglicher Geschichten. Die Afrika-Geschichtsschreibung hat in diesem Feld wichtige und grundlegende Einsichten geliefert, deren verstärkte Rezeption gerade jener wachsenden Gruppe von Mainstream-Historikern na-

24 Vgl. C. Lentz, Die Konstruktion von Ethnizität. Eine politische Geschichte Nordwest-Ghanas, Köln 1998.

25 Vgl. T. Ranger, The Invention of Tradition in Africa Revisited: The Case of Colonial Africa, in: Ders./O. Vaughan (Hrsg.), Legitimacy and the State in Twentieth-Century Africa, London 1993, S. 62-111; B. Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Origins and Spread of Nationalism, London 1983.

hezulegen ist, die mit der Dekonstruktion des Nation-Begriffs gerade erst begonnen haben.

Ein wichtiger Motor für die verstärkte Auseinandersetzung mit dem Thema der Ethnizität waren natürlich die politischen Entwicklungen auf dem Kontinent – die Zunahme politisierter Ethnizität und die Tatsache, daß ethnische Kategorien verstärkt jene Bedeutungen erlangten, die sie Ausschluß, Unsicherheit, Gewalt und Tod produzieren ließen. Das läßt sich insbesondere an der Literatur zu Ruanda und Burundi ablesen.²⁶ In diesem Zusammenhang geriet das nach Afrika übertragene europäische Staatsmodell zunehmend in Verruf, denn es habe den Kontinent zu einer Ansammlung von in sich gespaltenen Postkolonien am Rande des Chaos und Ruins gemacht. Der englische Publizist Basil Davidson, der den Freiheitskampf der Afrikaner stets mit größter Sympathie begleitet hatte, bezeichnet den Nationalstaat gar mit ironischem Rückgriff auf eine zentrale Metapher des imperialistischen Diskurses als Bürde und Fluch für die Afrikaner.²⁷ Die Debatte um Geschichte und Zukunft des Nationalstaats in Afrika gehört gegenwärtig zweifelsohne zu den zentralen Problemfeldern der internationalen Afrikawissenschaften.

IV

Aber: An diesen Diskussionen sind Historiker in Afrika kaum beteiligt.²⁸ Die mit Afrika befaßte Wissenschaft im Norden singt verstärkt das Lob der Hybridität und der multiplen Identitäten, betont Mobilität, überlappende Netzwerke sowie den Aspekten der „Konstruktion“. Unter afrikanischen Historikern ist dagegen weiterhin die Vorstellung verbreitet, die heute bekannten ethnischen Gruppen existierten bereits seit Jahrhunderten – mit ihren je eigenen Sprachen, Sitten und Gebräuchen. Gerade angesichts massiver ethnischer Konflikte in zahlreichen Staaten plädiert eine Reihe von professionellen afrikanischen Historikern weiterhin für identitätsstiftende Nationalgeschichten und die Erforschung der Geschichte als staatsbürgerliche Aufgabe. Aufgrund der prekären Arbeitsbedingungen kommen jedoch nur die wenigsten in Afrika tätigen Historiker überhaupt dazu, einen wis-

26 Vgl. etwa J.-P. Chrétien, *Le défi de l'ethnisme. Rwanda et Burundi: 1900–1996*, Paris 1997.

27 B. Davidson, *The Black Man's Burden. Africa and the Curse of the Nation-State*, London 1992; Wirz, *Körper, Kopf und Bauch* (Anm. 4), S. 254.

28 Afrikanische Historiker in den USA beteiligen sich dagegen lebhaft. Vgl. zum Beispiel M. Diouf, *Des Historiens et des histoires, pour quoi faire? L'Histoire africaine entre l'état et les communautés*, in: *Canadian Journal of African Studies* 34 (2000), S. 337–374.

senschaftlichen Aufsatz, geschweige denn ein größeres Werk zu produzieren.

Abschließend möchte ich nun etwas ausführlicher einen der wenigen jüngeren Versuche der Nationalgeschichtsschreibung aus der Feder eines afrikanischen Historikers vorstellen. Es handelt sich um die 1998 publizierte, nahezu 1000 Seiten umfassende *Histoire générale du Congo* von Isidore Ndaywel È Nziem, der an der Universität von Lumumbashi/Kongo lehrt.²⁹ Die Republik Kongo, bis vor kurzem Zaire, ist insofern ein besonders prägnantes Beispiel, als dieses Riesenland im Herzen Afrikas heute als zentrales Beispiel für die Krise der Staatlichkeit, ja des (National-)Staatszerfalls südlich der Sahara gehandelt wird. Das Buch von Ndaywel È Nziem kann dagegen als Manifest für eine nationale Identität des Kongo gelesen werden. Diese Identität ist, folgen wir dem Autor, tief in der Vergangenheit verankert. Sein zentrales Argument lautet, daß sich die ethnischen Identitäten der diversen kongolesischen Völker in die lange Geschichte der Region eintragen, um sich dann im Verlauf der Kolonialzeit (man könnte auch sagen: dank der Kolonialzeit) zu einer nationalen Identität zusammenschließen. Der Autor konzipiert den Kongo als einen Raum mit „nationaler Bestimmung“, das macht es für ihn notwendig, eine Art geographische und humane Zwangsläufigkeit zu etablieren, die seit Jahrhunderten die Grenzen des Landes vermeintlich gestaltet hat. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Umschlag des Buches. Es zeigt den Kongo mit den wichtigsten geographischen Anhaltspunkten, aber dieses Land erscheint gleichsam als einziger konturierter Raum, vor dem Hintergrund eines Zentralafrika ohne jegliche geographische Referenz. Die zentrale These des Buches spiegelt sich hier graphisch wider. Denn der Autor wählt als Ausgangspunkt das aus den kolonialen Teilungen resultierende willkürliche politische Konstrukt namens Kongo und versucht es durch die Geschichte zu rechtfertigen. Dieser Zugang erscheint doppelt anachronistisch, denn weder bildet er den gelebten Raum im vorkolonialen Afrika ab, der nicht den jetzigen Grenzen entsprach, noch entspricht er der Realität in der heutigen globalisierten

29 I. Ndaywel È Nziem, *Histoire générale du Congo. De l'héritage ancien à la République démocratique*, Paris/Brüssel 1998. Die erste Fassung erschien ein Jahr zuvor in Louvain-la-Neuve noch unter dem Titel „Histoire du Zaire. De l'héritage ancien à l'âge contemporain“. Die zweite Auflage unterscheidet sich durch die Hinzunahme einiger Photos, eine knappe Schilderung der politischen Ereignisse nach dem Sturz Mobutus sowie – besonders aufschlußreich – eine Diskussion der vorkolonialen Beziehungen zwischen dem Kivu-Gebiet und den Königreichen von Ruanda und Burundi. Diese Region ist gegenwärtig Schauplatz umfassender militärischer und politischer Konflikte. Zur Problematik einer Nationalgeschichte des Kongo vgl. den vorzüglichen Aufsatz von Jean-Luc Vellut, *Prestige et pauvreté de l'histoire nationale. A propos d'une histoire générale du Congo*, in: *Revue belge de philologie et d'histoire* 77 (1999), S. 480-517.

Welt. Allerdings schreibt sich der Autor mit diesem Ansatz in eine historiographische Tradition der Nationalgeschichten ein, die uns aus Europa wohl bekannt ist. Ndaywel ist durch seine Ausbildung bedingt besonders von der belgischen Nationalgeschichtsschreibung geprägt und zitiert in diesem Zusammenhang nicht zufällig Autoren wie den großen Henri Pirenne: „...rattacher les siècles les uns aux les autres par une trame continue sur laquelle se déroule, débarrassée des détails superflus, l'évolution ininterrompue de la tradition nationale.“

Historiker Afrikas, denen es um eine Nationalgeschichtsschreibung zu tun ist, stehen nun vor dem Problem, extrem heterogene Lesarten der Vergangenheit in einen kohärenten Diskurs integrieren zu müssen. Ndaywel wählt die Ethnie als Referenzpunkt. Die Ethnien stellen ihm zufolge die gesellschaftlichen Grundeinheiten im vorkolonialen Kongo dar. In diesem Zusammenhang wählt er ein äußerst schematisches Modell, dem zufolge die Ethnien jeweils einer linguistischen Gruppe entsprechen und ein bestimmtes Territorium bewohnen, ein Modell, das ziemlich genau jenen aus der frühen Kolonialzeit stammenden ethnischen Karten des Kongo entspricht, die man heute im Museum von Tervuren bewundern kann. Während der Kolonialzeit übernahm dann, folgen wir Ndaywel, die kleine Gruppe der gebildeten Evolués die historische Aufgabe, die alten kollektiven ethnischen Identitäten zu einer nationalen Über-Identität im modernen Nationalstaat zusammenzuführen. Diese Identität wurde freilich, so der Autor, in der postkolonialen Periode etwa durch Diktatoren (Mobutu) immer wieder in Frage gestellt und angegriffen. Hier findet sich letztlich eine Spielart der romantischen Vision von Nationalismus, welche den Begriff der organischen, sprachlichen, sogar rassistischen Gemeinschaft als Kernmotor der Nationalität begreift.

V

Die Konzeption dieses Buches steht in völligem Gegensatz zum weiter oben skizzierten „Mainstream“ der historischen Afrikaforschung. Die Fachwissenschaft im Norden hat für solche Zugänge oft nur ein mildes Kopfschütteln übrig; ein Beleg dafür, daß der viel beschworene und dringend notwendige Dialog zwischen den Kulturen noch lange nicht erreicht ist. Im übrigen deckt sich Ndaywels Lobgesang auf das Modell des territorialen Nationalstaats jedoch mit den Aktivitäten der Machthaber im Kongo. Nach dem Abtritt Mobutus änderte die neue Regierung den Namen, aus Zaire wurde die Demokratische Republik Kongo. Vor allem aber hielt sie an den kolonial geschaffenen territorialstaatlichen Strukturen fest. Sie modifizierte einzelne Spielregeln, das Spiel selbst aber blieb sich gleich. Auch

die Demokratische Republik Kongo will ein einheitlicher Nationalstaat sein.³⁰ Ob dieser Staat freilich die identitätsstiftende Arbeit von Historikern für seinen Neuaufbau nachfragt, scheint sehr fraglich. Ebenso problematisch wird auch in Zukunft an vielen Universitäten Afrikas die materielle Basis sein, die es jedoch braucht, um historische Forschung zu betreiben und zu publizieren. In vielen Hinsichten steht die Geschichtswissenschaft in Afrika wieder dort, wo sie in den späten 1950er Jahren ihren kurzen Aufbruch begann. Gerade das Themenfeld „Ethnizität und Nation“ zeigt sehr deutlich, daß zumindest die akademische Interpretation der Vergangenheit – obgleich unter maßgeblicher Beteiligung von afrikanischen Historikern in der Diaspora – erneut weitgehend in einer nichtafrikanischen Infrastruktur stattfindet und damit auch von fremden (allerdings nicht notwendigerweise konträren) Erkenntnisinteressen bestimmt wird. Die folgende Einschätzung des nigerianischen, nun in den USA lehrenden Historikers Toyin Falola reflektiert die Haltung vieler afrikanischer Intellektueller zu dieser Problematik und soll daher am Schluß dieses Essays stehen: „How Africans, either at home or abroad, will acquire autonomy and control the production of knowledge about their continent will ultimately depend on the possibility of a positive political and economic transformation of Africa. The marginality of African studies and Africans’ feeling of irrelevance in Western institutions reflect the marginality of the continent in world affairs. If Africa lacks the resources to sponsor research and publish, to retain excellent scholars and build viable universities. It will be hard to overcome intellectual domination by outsiders who have their own agenda, interests and priorities.“³¹

30 Vgl. Wirz, Körper, Kopf und Bauch (Anm. 4), S. 254.

31 Toyin Falola, *Nationalism and African Intellectuals*, Rochester/N.Y. 2001, 291.